

Rede des Dekans Stephan Jolie zur Absolventenfeier des Fachbereichs 05 am 4. Februar 2016

Liebe Absolventinnen und Absolventen!

Dies ist ein wirklich schöner Moment! Sie haben ihr letztes Semester hinter sich gebracht – erfolgreich, sehr erfolgreich! Sie haben Ihr Studium abgeschlossen nach stressigen und nervösen Wochen und Monaten der letzten Prüfungen – und nun ist es geschafft! Auch für mich ist diese letzte Veranstaltung im Semester ein schöner Moment, die größte Freude und Ehre, die ich habe als Dekan, als Sprecher aller Professorinnen und Professoren, Lehrenden und Mitarbeiterinnen des Fachbereichs: Ich darf Ihnen in aller Namen gratulieren zu Ihrem Universitätsabschluss, voll Anerkennung und Respekt vor der Leistung jeder Einzelnen und jedes Einzelnen von Ihnen!

Da ich hier auch Gäste und Fachbereichsangehörige in großer Fülle sehe, möchte ich umgekehrt nun auch Sie, die Absolventinnen und Absolventen, bitten, noch einmal Danke zu sagen, all denen, die Ihnen geholfen haben, erfolgreich durchs Studium zu kommen – ihren Eltern, der Familie und Freunden; und auch Ihren Lehrenden hier am Fachbereich; und auch den Damen und Herren in den Sekretariaten, Studienbüros und Prüfungsämtern! Lassen Sie uns gemeinsam all diesen mit einem kräftigen Applaus danken!

Für viele von Ihnen bedeutet das heute wirklich den Abschied von der Universität – für viele auch nicht, und Sie bleiben uns noch erhalten für ein Masterstudium, vielleicht für eine Promotion oder in anderer Weise. Wie auch immer – nicht nur Zeugnisurkunden und ein kleines würdiges Ritual und ein gemeinsames Glas im Anschluss wollen wir ihnen mitgeben. Ich will Ihnen auch noch etwas Anderes mitzugeben. Hier, ein Lesezeichen, das Sie nachher alle bekommen. Es geht natürlich nicht um dieses hübsche Stück Karton, sondern um das, was draufsteht:

„The things that make me different are the things that make me.“

Haben Sie's erkannt? Viele vielleicht schon. Gefunden und vorgeschlagen ist es von den Kollegen von der Komparatistik, gemeinsam mit der Buchwissenschaft. Als ich, kaum war es ausgewählt, abends heim kam und zu meiner Tochter sagte: „Weißt Du, was auf unserem nächsten Fachbereichs-Lesezeichen stehen wird? ‚The things that make me different ...‘ – da hat sie gleich ergänzt: „ ‚... are the things that make me.‘ Winnie-the-Pooh! Hatte ich doch früher ewig lang als WhatsApp-Status! *Weißt* du das nicht?“ Ich wusste es nicht. So ist das mit der kommunikativen Kompetenz und der literarischen Bildung: ihre und meine (und ich meine auch ‚Ihre‘ großgeschrieben!), Ihre und meine sind nicht einfach verschieden groß; sie sind vor allem *anders* – *different* eben. Und das ist auch gut und richtig so. Denn: „Das was mich *anders* macht, ist gerade das, was mich *ausmacht*“, um es mal so zu übersetzen.

„The things that make me different are the things that make me“,

sagt Winnie-der-Pu, der Bär „mit dem seeehr geringem Verstand“ in dem völlig unerreicht weise-kindlich-klugen Buch von Alan Alexander Milne, das wir alle kennen. Jetzt ist es ja leicht, sich darin zu gefallen, ‚anders‘ zu sein und mit solchem Differenz-Pathos sein Ego zu stützen. Wenn man gerade an der dreiundsiebzigsten Fußnote einer Hausarbeit über Kants Transzendente Deduktion oder Morphosyntax des Altspanischen oder Geschlechterdiskurse im späten 18. Jahrhundert sitzt – oder was man eben so macht, wenn man an unserem Fachbereich studiert – und gefragt wird von Freunden oder Familie, *was* man denn da eigentlich macht, dann flüchtet man sich schon mal gerne in solches ‚Ich bin eben anders‘-Pathos. Ich weiß es, aus eigenem Erleben, früher und heute. Ja, es ist auch eine Flucht – denn man würde ja *schon* gerne auch *erklären* können oder irgendwie sicher *wissen* dürfen, dass das auch gut und richtig ist, was man da macht. Und außerdem geht es ja nicht nur um Selbstwertgefühl oder private Sinnfindung. Ein trotziges „Ich bin eben anders!“ ist keine sehr starke Legitimation gegenüber Eltern, die das bei vielen von Ihnen ja in größerem Umfang finanziert haben, und gegenüber der Gesellschaft, die die Steuer jedes Einzelnen dafür hernimmt, um so etwas wie eine Universität mit geisteswissenschaftlich-philosophischer Fakultät zu betreiben. Und es ist auch keine wirklich nachhaltige Selbsttröstung bei den bange Fragen, wie man denn damit einmal ein selbstbestimmtes Leben führen, einen Lebensunterhalt bestreiten, einen Beruf finden könnte.

Natürlich: „I am different“ ist ein bedenkliches Lebens-Motto, wenn man es mit zehntausend anderen Studis an diesem größten Fachbereich der Universität teilt. Aber lassen Sie mich differenzieren – denn darum geht es! Man muss schon dazusagen, dass dieser Fachbereich mit weitem Abstand die größte Zahl und die diversesten Studiengänge, Fächer und Prüfungsordnungen aller Fachbereiche hat, dass er der komplexeste ist. Vom Einzelfach her gesagt: Ich habe (und das würden viele meiner Kolleginnen und Kollegen genauso sagen) in meinem Einzelfach der Altgermanistik noch kaum je eine Hausarbeit oder gar Abschlussarbeit zum gleichen Thema abgesprochen und gelesen! Und es waren Hunderte. Gerade *das* scheint mir das Wichtige für das Verständnis von Geisteswissenschaften: Neben alle den Wissensgrundlagen, die Sie lernen mussten, neben all dem faktischen oder methodischen Wissen, das Sie sich aneignen mussten, kommt es doch am Ende auf etwas ganz Anderes an: Lernziel und Erkenntnisziel ist die Fähigkeit zu Differenzierung; und die Fähigkeit zur *Wahrnehmung* von Differenz! Das Fakten-Wissen selbst ist ja nicht wirklich das Problem, auch nicht die elementaren Zusammenhänge – man muss nur wissen, wie und wo, und man kann es sich beschaffen. In Zeiten von Internet und Big Data immer einfacher und in rasender Geschwindigkeit immer mehr! Aber gerade *da* zeigt sich doch das Problem: Wie orientiere ich mich in dieser unüberschaubaren Menge von Wissen? Wie ordne ich das? Wie *finde* ich, was jeweils relevant ist oder sein könnte, und wie setze ich das in *Beziehung* zueinander? Mit anderen Worten: Wie *differenziere* ich? Ihre Arbeiten zu Kants Transzendentaler Deduktion oder Morphosyntax des Altspanischen oder Geschlechterdiskursen des 18. Jahrhunderts waren vor allem *dies*: Übungen im Umgang mit komplexen Sachverhalten und Wissensbeständen, gerade mit fremden, anderen Gegenständen, um daran die Wahrnehmung für Dif-

ferenzen zu schulen – und um das Wissen um die unbedingte Notwendigkeit von Differenzierung tief zu verankern!

Am historischen oder aktuellen kulturellen, sprachlichen Gegenstand sollten Sie Dieses erfahren: Sätze wie „Das ist ganz anders!“ – „Die sind ja ganz anders!“ – „Das war bei denen ja *genauso!*“ – „I am different“ – „Jeder ist anders“ – „Alle sind gleich“ sind allesamt ebenso richtig, wie sie falsch sind. Sie helfen nicht weiter in einer komplexen, wandelbaren Wirklichkeit, die die Welt ist und immer und überall war. Und *das* nun trifft wahrlich ins Herz unserer aktuellen gesellschaftlichen Themen! Wie geschieht die Begegnung mit den Menschen, die in so großer Zahl nach Europa und Deutschland kommen? Wie wird darüber geredet? Sind es „Fremde“? Aus „anderen“ Kulturen? Was heißt denn „fremd“ und „anders“? Als kulturhistorisch gebildeter Mensch kann man wissen, dass solche Begegnung mit Unvertrautem immer diesen Doppelreflex von Faszination und Angst auslöst, diese ambivalente Reaktion von Vereinnahmung und Abgrenzung. Aussagen wie „Die sind doch im Grunde genau wie wir!“ und „Die sind anders!“ sind vor allem auch Aussagen über uns *selbst*, über *mich* selbst und über meine *Bedürfnisse*, mein positives Selbstbild zu konstruieren aus dem, was zu mir gehören soll und was nicht – anhand *von* und meist auf Kosten „*der* oder *des* Anderen“.

Haben Sie das Wort „Nordafrikaner“ vor der Kölner Silvesternacht schon einmal gehört? Ich meine: in öffentlicher, durch Wiederholung fixierter Verwendung für eine abgrenzbare Menschengruppe? Ich nicht. Das Wort „Nordafrikaner“ führt ein Differenzkriterium ein, das irgendwie den Anschein erweckt, gültiger oder präziser zu sein, als ‚muslimischer Herkunft‘ oder ‚arabischstämmig‘! Ja klar – denn wenn man von den gefährlichen, fremden Männerhorden redet, will man zur eigenen Psychohygiene und aus Respekt vor Kriegsflüchtlingen die ebenso arabischen oder muslimischen Syrer oder Afghanen nicht mit drin haben – man will zwischen Tätern und Opfern, gutem und bösem Fremden unterscheiden können! Und man will sich ja nicht ganz so blöd und primitiv fühlen müssen wie amerikanische Präsidentschaftsaspiranten, die dafür plädieren, ganz einfach gar keine Muslime mehr ins Land zu lassen! Das Wort „Nordafrikaner“ hat der mediale Diskurs gerade erst dafür erfunden. Und außerdem: Diese inhumane Pseudo-Differenzierung lenkt höchst ideologisch davon ab, dass es doch primär um ein Problem männlicher, sexualisierter Gewalt geht! Als ob wir das nicht zutiefst als „unser eigen“ in unserem christlichen Abendland hätten! Ich erinnere mich noch an Gerichtsurteile in meiner Jugendzeit – und zwar nicht aus Nord-Korea oder Saudi-Arabien, sondern aus „unseren“ westlichen Staaten! –, in denen Vergewaltigungsopfern von Richtern eine Mitschuld gegeben wurde, weil sie mit ihrem kurzen Röckchen ja doch auch ganz schön provoziert hätten! Das heißt: Männliche, sexualisierter Gewalt ist nicht etwas, was es halt nun mal leider auch bei uns zuweilen gäbe. Nein: Sie ist tief eingeschrieben in die Mentalitäts- und Kulturgeschichte unseres patriarchalen, christlichen Abendlandes; es steckt sogar noch im innersten Kern unserer Verfassungsstaaten und ist nicht einfach ein Problem mit ab- und ausgrenzbaren „Nordafrikanern“! Und damit soll beileibe nicht geleugnet sein, dass es identifizierbare, unbedingt zu sanktionierende Verhaltensmuster gibt, die etwas mit spezifischen kulturell-religiösen Sozialisationen zu tun haben!

Solche Entdifferenzierungen sind Kompensationsdiskurse, Ausweichdiskurse aus Hilfslosigkeit, sich in komplexen, unübersichtlichen Situationen zurechtzufinden. Gerade der Diskurs

im Zusammenhang mit den Flüchtlingsströmen zeigt uns das täglich und schmerzlich: Es ist ein Diskurs, der mit Worten wie „Flüchtlingskrise“, „Fluchtursachen“, „Nahostkonflikt“, „Kriminalitätsstatistik“ versucht zu bewältigen, zu deuten, einzuordnen, was da mit Menschen geschieht. Jeden Abend im Fernsehen sehen wir den Alptraum. Neulich war in der FAZ ein Artikel von Christian Geyer dazu zu lesen, der mich sehr beeindruckt hat. Er referiert ein Interview mit der Sprecherin des UN-Flüchtlingshilfswerk, die aus einer syrischen Kleinstadt Madaja berichtete: wie seit Monaten die Belagerung andauert, durch ständig wechselnde Militärs, wie keine Nahrungsmittel in die Stadt kommen, die Menschen auf den Tod hungern und verhungern und nicht das Haus verlassen können, weil um die Häuser Scharfschützen lauern, man weiß nicht wer; und schießen, man weiß nicht auf wen; und überall Minen gelegt sind, man weiß nicht von wem und gegen wen. Und sie erzählte von einem Kind, das vor das Haus gegangen ist, um in der mörderischen Hungersnot Gras, trockenes Gras zu sammeln, um etwas zu essen zu haben, und auf eine Mine getreten ist. Es ist ein Alptraum. Christian Geyer schließt den Artikel mit den Worten: „Unser Alptraum ist, das wir ‚Flüchtlingspolitik‘ sagen müssen, wenn das Herz begreifen will: In Madaja hat ein syrisches Kind zwei Beine verloren, weil es Gras sammeln wollte.“

Am Montag gerade war ich auf einer Podiumsdiskussion hier in der Mainzer Akademie. Da berichtete der Außenminister Frank-Walter Steinmeier von den jahrzehntelangen diplomatischen Bemühungen im Nahostkonflikt; wie *viel* das ist, dass jetzt in Genf ein runder Tisch zum Syrienkonflikt gelungen ist – und wie *wenig* das ist, wie fragil und täglich gefährdet, und keiner weiß, wie man wirklich zu Lösungen kommt. Andere Podiumsgäste, die Ministerpräsidentin Malu Dreyer und die Schriftstellerin Ursula Krechel, haben dann auch von hoffnungsvollen Erfahrungen berichtet, die sie in organisierten, wiederholten Begegnungen zwischen jungen Israelis, Palästinensern, Deutschen, Arabern gemacht haben – und auch der so pragmatische und realistische, unermüdliche Diplomat Steinmeier hat am Ende sehr deutlich gesagt: Die wirkliche *Hoffnung* in dieser unüberschaubaren Situation, in der verschiedene Wahrheiten gleichberechtigt nebeneinander existieren, die wirkliche Hoffnung liegt darin, dass eine Generation heranwachsen möge, die *mehr* übereinander weiß; die das Gemeinsame und das Verschiedene genauer unterscheiden kann; die bessere Worte findet, sich über das Eigene und das Andere und Differenz und Identität zu verständigen.

„The things that make me different are the things that make me.“

Dass dieser Satz für jeden zu gelten hat, und vor allem zuerst einmal für mein Gegenüber, und dass dieser Satz ebenso *wahr* ist, wie er der schiere Selbstbetrug sein kann – ich glaube, *das* zu erkennen ist der tiefere Sinn dessen, dass man Sie an dieser Universität oft konfrontiert hat mit fremden, befremdlichen, höchst komplexen Dingen, die Sie eigentlich vielleicht gar nicht so genau wissen wollten. Vieles von dem sind *keine* Dinge - so bekommt man immer wieder zu hören - die Sie ‚brauchen‘ könnten für Ihren Beruf, ob als Lehrer, im publizistischen Bereich oder in der Wirtschaft... Wer sagt denn so was? Wer will das wissen? Die UNESCO rechnet damit, dass 65 Prozent der Kinder, die heute in die Schule kommen, einmal Berufe ausüben werden, die es heute noch gar nicht gibt! Berufe, von denen wir noch nicht

einmal wissen, dass es sie geben wird! Und genau deshalb brauchen Sie *sehr wohl* all diese befremdlichen Dinge, die sie hier studiert haben! Nicht das einzelnen *Wissen* brauchen Sie, sondern die *Beschäftigung* damit. Damit Sie auf vielerlei Art Differenzierungsvermögen üben und die Sensibilität erwerben konnten, Differenzen wahrzunehmen; und die Werkzeuge erwerben konnten, differenzierte Sprachen zu entwickeln. Und *wir* brauchen das von Ihnen! Die globale Gesellschaft wird von Ihnen, die Sie, wo auch immer, Kommunikatoren und Multiplikatoren sein werden, eben *das* am dringendsten brauchen: ihre kritischen und selbstkritischen Stimme der Differenzierung und Differenziertheit!

Das, was ich Ihnen heute, zum letzten Mal als Ihr Hochschullehrer, mitgeben möchte, ist eben darum *kein* Wissen. Es ist ein *Wunsch*: Haben Sie Mut! Haben Sie den Mut, heute und auch weiterhin stolz zu sein auf das, was Sie mit Ihrem Universitätsabschluss geleistet haben. Und dann den Mut, auch weiterhin *das* auszuhalten, was sie im Studium ausgehalten haben: Andere, krumme Wege zu gehen, sich nicht mit den breiten, von der geläufigen Schnelldeuterei ausgetretenen Wegen zufrieden zu geben. Noch ein englischer Vers, von Robert Frost, dem großen amerikanischen Lyriker:

*Two roads diverged in a wood, and I,
I took the one less traveled by,
And that has made all the difference.*

Lassen Sie mich Ihnen zuallerletzt Danke sagen! Sie haben all dies lange bei uns, an unserer Universität, an unserem Fachbereich ausgehalten. Danke für dieses große Vertrauen! Dass wir Sie unter uns haben durften, war uns eine Freude – und es ist und es bleibt uns eine Ehre! Danke!